Nro. 29.

Westfälischer Anzeiger.

Dinstags, den 9ten April 1805.

Miscellen.

Naturbetrachtung.

In den Lebensbeschreibungen, die wir von dem verewigten Königsberger Weltweiser kürzlich empfangen haben, werden mehrere kleine Züge von ihm erzählt, welche zeigen, wie dieser tiefsinnige Denker sich auch an der Natur und ihren kleinsten Erscheinungen freuen u. ergötzen konnte. So sprach er mit Zärtlichkeit von einer Grasmücke, die in jedem Frühling vor seinem Fenster ihr Liedchen anstimmte, war jedesmahl besorgt um ihre glückliche Rückkehr und nannte sie seine kleine Freundin. — Er erzählte, er habe einmahl einer Schwalbe in die Augen gesehen, und es sey ihm gewesen, als ob er in den Himmel geschaut hätte. Er schien dann mehr, und selbst das Gegentheil von dem zu empfinden, was sein System lehrte. — Und fürwahr, die Natur ist auch eine vortreffliche Lehrerin, eine holde Mutter, wenn wir nur auf ihre stillen Winke sehen und ihre freundliche Stimme vernehmen wollen. Denn ihre Lehre ist nicht finster u. schwerfällig, sondern freundlich, mütterlich, oftmahls spielend und scherzend. Darum, wer sie kennen gelernt hat, der liebet sie immer mehr, und es ist ein Verdienst, die Menschen auf sie aufmerksam zu machen und ihnen zuzurufen: Sehet die Vögel unter dem Himmel und die Lilien des Feldes! — Auch in dem kalten Winter unserer nördlichen Erde läßt sie uns nicht ganz leer ausgehen. Ich will nicht des Schnees, dieses seltsamen Regens, dessen das Herz sich wundert, noch des schönen Reifs, der die Landschaft in einer Nacht mit unvergleichlichen Reizen ziert, gedenken. Das gehört alles so zum Wesen des Winters, und man hätte doch bey dem allen, vorzüglich wenn es zu lange dauert, wohl eben so gern den Frühling, und wäre wohl lieber in dem warmen Lande, wo die Citronen blühen.

Aber eines Thierchens muß ich gedenken, das mir zwar immer werth u. theuer war, aber doch besonders in diesem Winter merkwürdig geworden ist, da ich oft Gelegenheit hatte, sein Wesen zu beobachten. Den Lesern des Westf. Blattes, die die nähmlichen Bemerkungen gemacht haben, wird es gewiß lieb seyn, hier die ehrenvolle Erwähnung dieses Thierchens zu finden, wenn sie anders ächte Freunde der Natur von der Ceder bis zum Ysop sind, und die dasselbe nicht kennen, denen verdient es bekannter zu werden. Auch ist dieses Ge-

schöpfchen noch ausserdem ein Landsmann, ein vaterländisches Thier und deutscher Art, und deßhalb wohl eben so sehr der Aufmerksamkeit werth, als die beyden Elephanten Jean und Marguerite im kaiserlichen Museum zu Paris. Wenn die Leser erst den Nahmen hören: so werden sie sich über diese lange Vorrede nicht wundern. Das Thierchen heißt, — um mit dem Altvater Homer zu reden — bey den Göttern, d. i. bey den Poeten und in der poetischen Volkssprache Winterkönig, auch Schneekönig und Zaunkönig. Denn liebe Kinder haben viele Nahmen. Bey den Menschen, d. i. bey den bloßen Systematikern heißt es Zaunschlüpfer.

So wie die liebe Mutter Natur an dem Kolibri hat zeigen wollen, wie sie allen herrlichen Juwelenglanz und Farbenschimmer in dem Gefieder eines der kleinsten lebenden Wesen auf das allerliebste vereinigen könne: so hat sie hingegen an diesem deutschen Vöglein eine Probe gegeben, wie sie auch in dem allerkleinsten Brüstchen, was mehr ist, als aller Juwelenzier, Frohsinn, Heiterkeit und Muth erschaffen möge. Denn kein fröhlicher Thier in der Welt, als dieser Winterkönig! — Es ist keine Kunst, frisch und fröhlich auszusehn, wenn man wie der bunte Südamerikaner zwischen den herrlichsten Blumen lebt, und aus ihren Kelchen den süßesten Nectar nippt. Da läßt sich's wohl summen! Indeß soll dieses dem schönen Kolibri nicht zu nahe gesagt seyn. Jeder hat seine Weise, und der Kolibri hat's nun einmahl, so mag er's denn genießen! — Aber schöner und herrlicher ist es doch, mitten in Stürmen und Schneegestöber guter Dinge seyn. Und das kann unser deutsches Vögelein. Darum wird es auch billig ein König genannt.

Wenn es friert, das die Eichen krachen, da hört man seine Stimme in den Wäldern, und es schallet durch die Gründe, wie eitel Musik und wie das Getöne heller Pfeifen. Aber es hält sich auch gern zu den Wohnungen der Menschen, auf daß es ihnen ein gutes Exempel statuire, und sie erinnere, daß ein fröhliches Gemüth köstlicher sey, als vieles Gold u. Silber.

Oft habe ich mit Bewunderung dem kleinen bräunlichen Wesen zugesehen, wie es im stärksten Sturm, Frost und Schneegestöber sich auf die Spitze des Hauses schwang, sich nach allen vier Winden bewegte, und von allen vier Himmelsgegenden Besitz nahm, und nun dem Sturm ins Angesicht sein helles und rasches Liedchen anstimmte, dem man den Text unterlegen möchte: Ich künd' und sing' es kurz und gut, ich bin ein König wohlgemuth! — Dabey scheinet sein kleines Stutzschweiflein, gleich einem Fähnlein, sein freyes und lustiges Gemüth anzudeuten. Kurz, es ist wunderbar anzuschauen, wie die Natur in ein solches Körnlein von Körper solche besondere Gaben hineingelegt, und eben dies zarte nordische Vöglein erkieset hat, daß es den Stürmen des Winters und dem Schneegestöber und Regen Trotz biete. Darum haben auch die Menschen ihm den Nahmen eines Königs beygelegt, und ein alter deutscher Schriftsteller Kaisersberg will es sogar dem Adler zur Seite stellen, indem er von unserm kleinen Schneekönig sagt: Ain Föglin fast clain, das sich wider den Adler strüsset, wodurch die Volksstimme vielleicht andeuten wollte, daß ein frohes u.

freyes Gemüth wohl so gut seyn möge, als viel Macht und irrdisch Gut u. Gewalt. Die Naturforscher sagen noch, daß dieses Vöglein im Winter den Schmetterlings-Eiern nachspüre, und sie von den Hecken und Bäumen ablese, und also dem Unfug wehre, den jenes Ungeziefer an Hecken und Bäumen anrichtet, und auf diese Weise nach Maßgabe seiner kleinen Person das Seinige zur Erhaltung des Gleichgewichts in dem Reiche der Natur beytrage. Auch dieses könnte man wohl sonder Unglimpf, und ohne einer menschlichen Würde und hohen Titeln zu nahe zu treten, eine fürstliche und königliche Wirksamkeit nennen.

Summa, dieses kleine Vöglein ist ein lebendiges Conterfey eines freyen u. fröhlichen königlichen Gemüthes!

———

* * *

Rückerinnerungen und Aussichten, Düsseldorf betr.

Herr Prof. Schram hat in seiner Schrift über die Verbesserung der Schulen bekanntlich mit wenigen, aber kraftvollen u. eindringenden, Zügen die jämmerliche Beschaffenheit einiger lateinischer catholischen Schulen und Gymnasien geschildert. Man hat, ungeachtet der musterhaften Mäßigung u. Schonung, womit dieser Punct ohne Bezugnehmung auf ein bestimmtes Locale in jener Schrift berührt worden — dessen Schilderung gleichwohl sehr übel gedeutet. Man hat sogar eine gewisse Undankbarkeit gegen das exjesuitische Gymnasium zu Düsseldorf — darin finden wollen. Es ist ein unangenehmer Gedanke, glauben zu müssen, daß es in Düsseldorf Menschen gebe, die desto emsiger alles Gute, alles Nützliche und zum Bürgerheil Nothwendige zu entfernen suchen, je größere Mühe der weise Churfürst Maximilian Joseph sich gibt, sein Volk durch Abstellung so vieler die Menschheit erniedrigender Mißbräuche vor und nach auf eine Glücksstufe zu heben, die nur gütige, weise und aufgeklärte Fürsten ihren Völkern verschaffen können. —

Im Jahre 1802 — erschien in der Kölner Zeitung: der Verkündiger im Ruhrdepartement, stückweise ein Aufsatz, betitelt: Brife aus Paris, oder Bruchstücke aus meinem Tagebuch. Allem Anscheine nach ist der Verfasser davon, der sich Fritz Böttcher unterzeichnete, ein Düsseldorfer, und hatte vor etlichen Jahren im Gymnasium zu Düsseldorf seine Studentenjahre zugebracht. Was er hierüber in seinen Briefen sagt, ist für die jetzige Epoche um so merkwürdiger, weil es zum Denkmahl für die vergangene Zeiten und zur Warnung für die Zukunft dienen kann. Die Mittheilung einiger Bemerkungen des Fr. Böttcher wird den Lesern des W. Anz. vielleicht nicht unangenehm seyn.

Nachdem derselbe weitwendig, doch in einem überaus naiven Tone, die nachtheiligen Folgen der Mantelbekleidung der Studiosen, besonders zur Sommerszeit, auseinander gesetzt hat, äusserte er sich über den Mißbrauch des gar zu öftern Beichtgehens derselben folgender Maßen. „Die geistlichen Lehrer sagen: unsre Schüler gehen alle vierzehn Tage zur heiligen Beichte, um sich von ihren Sünden zu reinigen. — Eben dieß ist die Hauptursache, ihr geistlichen Lehrer, daß eure armen Zöglinge

so an Leib u. Seele verderben; denn statt sie mit der Immoralität und mit den schädlichen Folgen in physischer Hinsicht auf ihren Körper bekannt zu machen, sagt ihr ihnen bloß: diese oder jene Sünde müßt ihr beichten. Dann führt ihr sie alle 14 Tage zum Beichtstuhl, wie eine Heerde Schafe zum Stall, absolvirt sie, und laßt sie darauf wieder ihr voriges Wesen ungestraft treiben. So geht es 5 bis 6 Jahre, bis nach zurückgelegten Studien die armen Schlachtopfer eurer Dummheit endlich, und zwar zu spät einsehen, welche Früchte eure Erziehung getragen. Statt, daß ihr glaubet, dadurch zur Aufrechthaltung der catholischen Religion kräftigst beyzutragen, ist vielmehr das öftere Beichttreiben eher dazu geeignet, all jenen, die in dieser Zeit in euern geistlichen Schulen einen Theil ihrer Jahre verschmachtet haben, endlich alle Lust zur Religionsübung zu benehmen. — Ich weiß noch gar zu gut, wie sehr meine Mitschüler murrten, wenn alle drey Wochen, und bey einfallenden Festen, ein besonderer Beichtzettel abgegeben wurde. „Wie! hieß es, sollen wir schon wieder beichten, und kaum sind es 14 Tage, daß solches geschehen ist, wir wissen ja wahrlich nicht, was wir beichten sollen.“ Ließ sich nun einer einfallen, nicht zur Beichte zu gehen: so bekam er des andern Tages derbe Schläge. Wie angenehm Gott dem Herrn, der nur ein freywilliges, kein gezwungenes Opfer will, dieses seyn müsse, kann jeder selbst denken. — Ist es wohl nachher diesen Jünglingen, wenn sie nach geendigten Studien in die Welt treten, übel zu nehmen, wenn sie sagen: Ey was brauchen wir noch eine Beichte? Wir sind während unserer Studierjahre so oft hingetrieben worden,

daß wir für unser Leben genug haben. Im Gebote der Kirche steht, wir sollen wenigstens einmahl im Jahre beichten, und während 6 Jahren wurden wir beynahe alle 14 Tage dazu gezwungen. Auf wen fällt also die Schuld dieser eingebildeten Starkgeisterey? Einzig auf die Diener der Religion; und nur der schlechten Erziehung und Vernachläßigung der Jugend, dann der übeln Auslegung der christlichen Glaubenslehren ist es zuzuschreiben, wenn unter den gesittet und unterrichtet seyn sollenden Jünglingen so viele sittenlose und dumme angetroffen werden.“ Ferner äußerte sich Fr. Böttcher nicht unmerkwürdig über eine ganz dazu geeignete Unsitte, den Gemüthern der Jünglinge, statt wechselseitiger Bruderliebe u. Menschenfreundlichkeit — liebloße Schadenfreude u. hinterlistige Falschheit einzupflanzen. Er sagte: „In unseren catholischen Priesterschulen werden in Abwesenheit der Lehrer Schüler ernannt, die über die andern wachen, jede ihrer Bewegungen niederschreiben müssen, und dafür belohnt werden. Eine doppelte Belohnung erhält derjenige, der unter dem Vorwande, mit seinen Mitschülern zu spielen, dieselben hübsch fein belauscht, und dem Lehrer hinterbringt, was er alles gehört und gesehen hat. Dann wird den armen Knaben auch die geringste Kleinigkeit, die einem vernünftigen Lehrer vielmehr als ein Zeichen eines heitern Characters gefallen würde, als ein grober Fehler ausgelegt und bestraft. Noch meine ich die gebietende Stimme des einen meiner Lehrer zu hören, wenn er seine Ruthe oder sein Seil, das, um recht durchzudringen, zuweilen an den äußersten Enden mit Bley versehen war, zurecht machte: B... tritt

hervor, leg den Mantel ab, knie nieder, ich weiß deine gestrigen Streiche. Dann schlug die Reverentia (so ließen sich die Lehrer nennen) trotz einem kaiserlichen Corporal im Tacte darauf los. Ich durfte dann nur die Gesichter meiner Mitschüler nach der Reihe beobachten, um den Verräther an seiner Miene gleich zu erkennen. Wußten wir nun, wer ein solcher war, und daß er sich unter uns befand, so hüteten wir uns wohl, ihm Gelegenheit zum Antragen zu geben, nahmen auch in Gegenwart des Lehrers wohl solch eine heilige Miene an, daß man uns für Engel hielt; desto ausgelassener aber zeigten wir uns, wenn weder dieser noch ein Verräther zu fürchten war. — Statt also mit dem Character ihrer Zöglinge sich bekannt zu machen und sie gemäß diesem zu behandeln, trugen vielmehr unsere Lehrer dazu bey, in frühster Jugend Verstellung, Heucheley und Tücke in uns zu erwecken, und statt Sanftmuth und Nächstenliebe uns zu lehren, waren sie es, die bey manchem meiner damahligen Mitschüler den Grund zu Verbitterung und Haß legten, dessen Spuren oft noch im reifern Alter nicht erlöschen." Fritz Böttcher berührt ferner unter andern noch einen in der sogenannten sechsten u. siebenten Schule herrschenden Unfug, der wegen seiner entstehenden Folgen wohl zu beherzigen ist. „Das ist die daselbst eingeführte Geldstrafe. Wer keine Messe hört, sagt er, zahlt 3 Stüber, wer nicht beichten geht, zahlt 10 oder mehrere Stüber, je nachdem der Lehrer die Taxe macht. Heißt das nicht einerseits mit unserer Religion und den wichtigsten Puncten derselben gleichsam einen Schleichhandel, und den größten Spott

getrieben, und andererseits befördert es die Schüler in der Lauigkeit ihres Christenthums. Denn wenn es Zeit zur Beichte zu gehen ist, und es ist dem einen oder andern nicht gelegen, so denkt er: ey was brauch' ich das, ich gebe dem Lehrer seine 10 Stüber, dann ist er zufrieden. Dann sind auch wohl etliche warme Köpfe, welche monathlich berechnen, wie viel Geld der Lehrer wohl auf diese Art von jedem Schüler erhält. Wo bleibt dieses Geld — fragt dann einer oder der andere? wer bekommt das? — Dann ist die Antwort: die Armen. Indessen ruft der Lehrer nie die Schüler herbey, wenn er das Geld unter die Armen austheilt, und wie viel Anlaß zu mancherley Gedanken und Reden gibt eine solche Sache nicht? — Doch eine Folge, die hier bey der Geldstrafe Statt haben kann, ist zu schrecklich, als daß ich sie nicht rügen sollte. Es ist ganz natürlich, daß die Eltern ihren Söhnen, die nunmehro Herren geworden sind, Taschengeld geben; allein manchmahl reicht dieses nicht hin; der eine sieht, daß der andere mehr Taschengeld hat, als er; man begeht einen oder andern Fehler, man muß zahlen; die Eltern wollen oder können weiter ihrem Sohne nichts zulegen, und doch will dieser aus einer falschen Schaam seinen Mitschülern nicht blicken lassen, daß er kein Geld hat — wo hernehmen? — stehlen! — Wenn es nun wahr ist, daß man mit Kleinem anfängt und mit Großem aufhört: so darf ich kühn behaupten, daß durch den in diesen Schulen herrschenden Mißbrauch bey vielen Jünglingen der Keim zur Diederey, der Grundstein ihres Unglücks und der Schande so mancher ehrlichen Familie gelegt wird! Schließlich be-

merke ich, daß alle jene, die in den untern Schulen annoch festen Glauben an Gott und Ewigkeit beybehalten haben, denselben in diesen Schulen zu verliern Gefahr laufen. Kaum sitzen sie ein Paar Tage auf der Herrenbank, haben angefangen in der Metaphysik zu blättern, und die Regeln von concedo, nego und distinguo auswendig zu lernen: so stoßen sie auf jene wichtige Sätze, die selbst die gelehrtesten und vernünftigsten Männer nicht behutsam genug abhandeln können: „Ist Gott von Ewigkeit her oder nicht? Ist die menschliche Seele eine einfache Substanz? u. s. f.“ — Hier hat der Jüngling, dessen Geist anfängt sich nun zu entwickeln und nach höhern Kenntnissen zu streben, leider nur zu vielen Stoff, ganz seiner Einbildungskraft freyen Lauf zu lassen; der Lehrer ist oft nicht im Stande, hinlängliche Beweise seiner pseudo philosophischen Dogmatik zu liefern. Er geräth zuletzt in Verwirrung; denn wenn er den zweifelnden Frager und Widerleger durch eine hinreichende Antwort beruhigt zu haben wähnt: so entstehen selbst aus dieser Antwort von allen Seiten neue Fragen. — Traurig ist es dann, wenn am Ende dem wißbegierigen Jüngling, der bey den immer mehr aufsteigenden Unbegreiflichkeiten desto mehr Ueberzeugung nöthig hat, statt aller Antwort die beruhigende Aufklärung zu Theil wird: Halt er's Maul oder er zahlt einen Blaffert! — Der Beweis der Folgen solcher Disciplin und Lehre liegt auffallend überall vor Augen. Unter 50 jungen Leuten, welche die Mönchsschulen nicht durchlaufen sind, wird man kaum 2 sogenannte Freygeister finden, wohingegen unter 100 andern, die in diesen Schulen ihren Religionsunterricht erhalten haben, vielleicht 50 anzutreffen sind, deren Religion, wenn sie noch welche haben, auf sehr seichtem Grunde steht.“ Mit diesem, dem ersten Anblicke nach etwas übertriebenen, Schlusse will Fr. Böttcher wohl zu verstehen geben, daß jene Methode nichts weniger, als geeignet sey, den Jünglingen Achtung gegen die Religion, Wahrheitssinn und ungeheuchelte Herzensgüte einzuflößen. Derselbe endiget seine Briefe mit einigen herzlichen Wünschen für seine Vaterstadt, deren zeitgemäße Erfüllung bey der ehestens bevorstehenden Organisation des dortigen Lyceums zu erwarten steht. Schon sind H. D. Benzenberg und H. Breuer als Lehrer der Physik und Mathematik daselbst ernannt. Für den philosophisch-moralischen und religiösen Unterricht, der auf die Bildung des Herzens und Characters der Jünglinge den wichtigsten Einfluß hat — werden ebenfalls, gegründeten Erwartungen nach, tüchtige Lehrer ernannt werden.

* * *

Des Prof. Groos Rechtfertigung.

Der vor kurzem im W. A. als Hexenlehrer erschienene Professor der Philosophie P. J. Groos hat deshalb eine Berichtigung in den bergischen Anzeiger *) einrücken lassen. Er gestand ganz offenherzig, daß er die zwey Fragen: Sind Hexereyen möglich; constirt es aus Thatsachen, daß es Hexereyen gäbe, bejahet habe, und diese, sagt er,

*) Warum nicht in diesen Bl., lieber Hr. Professor? Die Leser derselben haben das Daseyn Ihrer Berichtigung nicht erfahren.
d. R.

wird wohl kein Düsseldorfer, wenn er Christ seyn will, läugnen.

So, Hr. Pr.! wer also keine Hexereyen glaubt, ist kein Christ? Herrlicher Schluß! Hört es ihr alle, die ihr euch zur Religion Christi bekennet, Catholiken u. Protestanten! ihr alle seyd keine Christen, wenn ihr keine Hexen glaubet, hört es ihr würdige Männer (worauf unser Deutschland mit Recht stolz seyn darf), die ihr in euern Schriften die Religion Christi so warm vertheidigt, die ihr seine Lehre so sehr zu würdigen wißt, ihr alle seyd keine Christen, weil ihr keine Hexen annehmt.

Oder gibt's vielleicht in Düsseldorf eine andere Ansicht des Christenthums, als anders wo? Es wäre leider leicht möglich; denn wo bisher ein Conzen das ganze Gebiet der Philosophie ausmachte, wo man ja kein Wörtchen zu Gunsten eines Kants, Fichte oder Schellings vorbringen durfte, wenn man nicht als ein Neuerer und schädlicher Aufklärer wollte ausgeschrieen, gehaßt und verfolgt werden, wo die künftigen Religionslehrer nach Cuer, höchstens nach Sasserath von Franziskaner-Mönchen (deren Grundsätze den Lesern des W. A. rühmlichst bekannt sind) gebildet wurden, wo folglich ein Brentano, Danzer, Dereser, Mutschelle, Schwarz, Weber, Werkmeister u. d. m. als heillose, zu fliehende Ketzer bis hiehin heimlich und öffentlich gebrauntmarkt wurden, wo — — doch laßt uns den Vorhang über die traurige Vergangenheit fallen lassen; der Blick in die Zukunft ist heller, ist freudiger.

Sie, Hr. Pr. Groos, bitte ich gelegentlich, das Gesetzbuch (wenn Sie eins haben) nachzuschlagen; im ersten Theile beym Gratian Seite 899 finden Sie eine schöne Stelle über Ihre Hexenlehre. Der Canon endigt sich mit diesen Worten: Wer also glaubt, daß durch die Macht des Teufels etwas geschehen könne, daß ein Geschöpf in ein besseres oder schlimmeres könne verwandelt werden, oder in eine andere Gestalt oder Aehnlichkeit umgeändert werden, als nur vom Schöpfer allein, welcher alles gemacht hat, und durch den alles geschehen ist, der ist gewiß ein Ungläubiger und schlimmer als ein Heide. — Wollen Sie nun auch unseren Gratian, und die Väter, welche diesen Canon machten, aus der Reihe der Christen streichen??? Und wie werden sie und ihres Gleichen in dieser Stelle tituliret?

Möchte Ihnen und allen Hexengläubigen das herrliche Buch eines Jesuiten Friedrich Spee (cautio criminalis) bekannt seyn, worin er das fürchterliche Geständniß thut, daß er keinen von den vielen unglücklichen Schlachtopfer der Dummheit und des Aberglaubens, die er als Beichtvater zum Scheiterhaufen begleitet hat, schuldig gefunden hätte.

* * *

Anfrage, den Kirchhof in Mettmann betreffend.

Schon vor zwey Jahren erließ die Düsseldorfer Regierung den Befehl, daß die Kirchhöfe ausserhalb der Ortschaften sollten verlegt werden. Zu den Orten, wo dieses vorzüglich nothwendig war, gehört Mettmann, weil hier der kleine Kirchhof, auf dem alle Todten des großen Kirchspiels begraben werden, mitten zwischen den Häusern liegt, welche hoch um ihn umhergebaut sind. Da so wenig Platz da ist: so wer-

den die Todten immer umgewühlt, und der Kirchhof ist seit der langen Reihe von Jahren, daß darauf begraben ist, so angehöht, daß er an mehreren Stellen zwey bis 3 Fuß höher liegt, als der Erdstock der daran schießenden Häuser.

Nach dem Befehl der Regierung sollte schon nach sechs Wochen ein neuer Platz, auf welchem begraben würde, ausgemittelt seyn, — dieses ist, wie gesagt, schon über zwey Jahre, und der Kirchhof ist noch gerade auf der Stelle, wo er seit zweyhundert Jahren war.

Ist es so schwer, bey Mettmann einen Platz zu finden, wo die Todten begraben werden können? Es soll einer da seyn, der nach Kaiserswerth gehört und dessen jetziger Inhaber nicht ohne Einfluß seyn soll.

Oder findet der Hr. Richter von Prangh es nicht für nöthig, über die Ausführung der Befehle der hohen Landesregierung zu wachen? — Die Sache hat vielleicht einige Schwierigkeiten, — aber wenn in den Aemtern alles leicht und von selbst ginge: dann hätte man keine Richter und Amtleute nöthig. Und so lange der Chef der Regierung unermüdet thätig in seinem Amte ist, wird es für den Unterbeamten auch wohl keiner andern Beweggründe bedürfen, um die heilsame Befehle der Regierung auszuführen, als daß dieses seine Pflicht als Beamter ist.

Neulich soll bey einer Versammlung der Mettmanner Scheffen von dem Scheffen Bernsau ein Papier seyn abgelesen worden, welches dieser vom Hrn. Richter erhalten hatte, und worin darauf angetragen wurde, dem Richter für seine vielen Bemühungen und Verdienste um des Amt während des Krieges ein Geschenk von 1500 Rthlrn. zu machen, und dieses matriculariter auszuschlagen. Vier Honnschaften, denen diese Verdienste nicht einleuchten wollten, schlugen es einstimmig ab. Die Honnschaft Laubach soll aber den Schluß gefaßt haben, daß sie ihren Antheil zu diesem Geschenke an den Herren Richter übernehmen wollte, es könnten dazu vorläufig die Gelder verwandt werden, die der Herr Richter seit 1797 von der Nordarmee noch in Händen habe. Einige Mitglieder der Bürgerschaft in Mettmann wollten das Geschenk ohne alle Bedingung geben, — doch soll es ihnen jetzt wieder leid seyn, da sie hören, daß alle Honschaften protestiren.

Diese Geschichte ist merkwürdig genug, um vollständig und völlig genau im Anz. erzählt zu werden. — Einsender dieses hatte keine Gelegenheit, alle Data actenmäßig genau zu erfahren, doch glaubt er versichern zu können, daß obige Erzählung sicher nicht viel von der Wahrheit abweiche.

Verkaufsanzeige.

Am 29sten dieses Monaths Vormittags um 9 Uhr soll für Rechnung des hiesigen Armen-Instituts eine Quantität, drittehalbtausend Ellen in 65 Stücken bestehender, theils 5/4 theils 5 1/2 Viertel breiter gebleichter Leinwand auf dem Rathhause bieselbst den Meistbietenden öffentlich verkauft werden. Die Leinwand ist von Sachverständigen für preiswürdig erkannt und können auswärtige Liebhaber, welche über die Tare und Vorwarden nähere Auskunft zu erhalten wünschen, sich in portofreyen Briefen an Unterschriebenen wenden.

Hamm den 4ten April 1805.

Wülfingh,
reformirter Prediger.

Dienstanerbieten.

Es wird ein guter Gärtner gesucht, der auch als Bedienter gebraucht werden kann; die Exped. des Westf. Anz. gibt nähere Nachricht.